

Mitteilungen

des

Oberösterreichischen Landesarchivs

14. Band

Beiträge zur Neueren Geschichte

Festschrift für Hans Sturmberger
zum 70. Geburtstag

Linz 1984

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Antimachiavellismus im Italien des 16. Jahrhunderts Von Heinrich Lutz	5
Die Städtepolitik Kaiser Maximilians I. Von Hermann Wiesflecker	13
Petrus Julianus – Daten und Hintergründe eines Verrates (1524/26) Von Gerhard Rill	27
Leonhard Käser – Ein oberösterreichischer Blutzeuge für Martin Luther Von Friedrich Hausmann	47
Ursprünge und Strömungen des Täufern in Österreich Von Grete Mecenseffy	77
Die Beschwerden der oberösterreichischen Bauern 1511/12 und 1525 Von Alois Zauner	95
Ein Kärntner Fideikommiß von 1589 und seine Folgen Von Wilhelm Neumann	123
Die oberösterreichischen Taidinge als Quellen zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation Von Helmut Feigl	149
Der „Familienstreit“ zwischen Reichsstadt und Stift Kempten Von Bernhard Zittel †	177
Aus dem (zerstreuten) Archiv der Stadt Enns Von Walter Goldinger	197
Die fürstlichen Residenzherrschaften Eisenstadt und Forchtenstein Von August Ernst	209
Matthias Archidux Austriae Von Georg Wacha	231
Wallenstein als Feldherr Von Hans Schmidt	241
Zum „Absolutismus“ Ferdinands II. Von Adam Wandruszka	261
Ständischer Widerstand und Unterwerfung. Erasmus von Starhemberg und seine Rechtfertigungsschrift (1621) Von Georg Heilingsetzer	269

Zur Geschichte des Raitkollegiums der oberösterreichischen Landstände Von Gerhard Putschögl	291
Beiträge zur Geschichte der Enenkel-Bibliothek Von Kurt Holter	305
Österreich und die Osmanen im Dreißigjährigen Krieg. Hermann Graf Czernins Großbotschaft nach Konstantinopel 1644/45 Von Georg Wagner	325
Kremsmünster und das Türkenjahr 1683 Von P. Benedikt Pitschmann	393
Die nordische Stiftung in Linz Von Johann Rainer	413
Zur Gründung der Linzer Freimaurerloge zu den Sieben Weisen Von Gerald Fischer-Colbrie	423
Prolegomena zum Denkmalschutz im alten Österreich Von Norbert Wibiral	437
Das Welser Kaiser-Joseph-Denkmal und die Frühgeschichte des Parteiwesens in Oberösterreich Von Harry Slapnicka	449
Professoren und Dozenten aus dem Lande Österreich ob der Enns an der Universität Innsbruck 1818–1918 Von Franz Huter	465
Rezensionen	477



W. HOF RAT HON. PROF. DR. HANS STURMBERGER

WALLENSTEIN ALS FELDHERR

Von Hans Schmidt

Wenn hier einige Gedanken* über Wesen und Bedeutung von Wallensteins Feldherrntum entwickelt werden, so deshalb, weil die bisherige Wallenstein-Forschung, soweit ich sie überblicke, diesen Aspekt seiner geschichtlichen Leistung seltsam unscharf, ja unlustig dargestellt hat. Dabei ist es aber doch das Wirken Wallensteins als Feldherr gewesen, das seine Stellung in der Geschichte begründet hat, hat der Herzog von Friedland seinem Feldherrnruhm und seinen Feldherrnqualitäten nicht zuletzt auch die politische Bedeutung verdankt, die ihm eignet und die die Historiker offenbar so sehr faszinierte, daß sie darüber die militärische Lebensleistung des Friedländers in zweite Position rückten.

Gewiß, seit Moritz Ritter¹ hat man das Kontributionssystem Wallensteins als eigenständige Organisationsleistung erkannt und noch mehrfach gewürdigt.² Gewiß hat auch die Wallensteinbiographik seit eh und je die Tatsache, daß er ein gewaltiges Heer in kurzer Zeit auf die Beine zu stellen vermochte, hervorgehoben, aber eine eigentliche Würdigung seiner Bedeutung als Feldherr und seines Beitrags für die Entwicklung der Kriegskunst fehlt, zumindest in der deutschsprachigen Literatur.

Sie fehlt schon – um nur rasch mit einigen Sätzen der führenden Wallenstein-Biographen zu gedenken – bei Friedrich Foerster, der sein 1834 erschienenes Werk zwar „Wallenstein als Feldherr und Landesfürst“ nannte³, sie fehlt auch bei Ranke⁴ trotz durchaus sachkundiger Bemerkungen zu Wallensteins Feldzügen, man vermißt sie bei Hans Schulz⁵, sie ist nicht

* Vortrag, gehalten am 29. September 1982 vor dem Verein Alt-Fürth in Fürth und am 7. Oktober 1982 vor dem Historischen Verein für Mittelfranken in Ansbach. Die Vortragsform wurde bewußt beibehalten, lediglich die Anmerkungen wurden hinzugefügt.

¹ Moritz Ritter, Das Kontributionssystem Wallensteins, HZ 90 (1903).

² Zuletzt dazu: Martin van Crefeld, Supplying War. Logistics from Wallenstein to Patton, Cambridge-London-New York-Melbourne, (Cambridge University Press), 1977, 5–17; ferner, Fritz Redlich, Contributions in the Thirty Years War, in: Economic History Review 1959, 247–54; vor allem aber ders., De Praeda Militari. Looting and Booty 1500–1815, Vjhr. Schr. f. Soz. u. Wirtschaftsgesch. Beih. 39, Wiesbaden 1956; sowie ders., The German Military Enterpriser and his Work Force, 2 Bde. Wiesbaden 1964.

³ Friedrich Foerster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst, Berlin 1834.

⁴ Leopold von Ranke, Geschichte Wallensteins. Leipzig 1869, (hier zit. 1910).

⁵ Hans Schulz, Wallenstein, Bielefeld-Leipzig 1898.

vorhanden bei Hermann Hallwich⁶ – obwohl dieser entscheidende Dokumente publiziert hat, die es nur systematisch zu interpretieren galt –, sie wird überhaupt nicht angesprochen bei Heinrich von Srbik und dessen Antipoden Josef Pekař⁷, sie wird von einem Nebel snobistisch-ästhetischen Pseudopazifismus bei Golo Mann verhüllt, wobei aber einzelne, durchaus sachkundige Bemerkungen zeigen, daß er es auch besser machen könnte.⁸ Als Beispiel für das eine wie das andere zitiere ich: „Es war eine Diversion, aus denen der Krieg seit 15 Jahren im wesentlichen bestand; einer jener Feldzüge, die ebensowohl anderswohin hätten gehen können, und noch besser unterbleiben. Warum nach Schlesien? Warum nicht nach Schlesien? Wieviel Heere waren über die waldigen Bergpässe zwischen Böhmen, Sachsen, Schlesien schon getrieben worden, zum Verderb der Länder, wie viele würden es noch, Jahrhundert um Jahrhundert?“⁹ oder „Man kennt die wenigen strategischen Figuren, die endlos sich wiederholten. Einer ging irgendwohin, damit er den anderen hinter sich herzog; so Wallenstein nach Sachsen im November 1632. Einer verfolgte den anderen, der nicht verfolgt zu werden wünschte, und erwischte ihn, oder erwischte ihn nicht; wie Wallenstein 1626 den Freibeuter Ernst von Mansfeld, bis nach Ungarn verfolgt hatte, ohne ihn zu erwischen. Einer verfolgte den anderen oder er tat so, als ob er ihn verfolgte, kehrte aber plötzlich um und stieß vor in den dünn verteidigten Raum, den der andere verlassen hatte ...“¹⁰ Aber auch: „Tilly und Wallenstein waren beide bedeutungsvolle Generale, jeder auf seine Art ... Wallenstein bei scheinbarem Nichtstun, welches man ihm so oft vorwarf, machte erst mit Werbungen und Rüstungen sicher, daß er der zahlenmäßig Überlegene wäre, um dann durch weite, allmählich sich verengende Märsche den Feind abzuschneiden, einzukreisen, endlich zu fangen.“^{10a}

Der letztzitierte Satz ist zweifellos eine sachliche Aussage, über deren Inhalt man zwar streiten kann, aber das ist ja eine andere Frage... Leider verschwinden Passagen wie diese letzterwähnte im Schwulst der Auslassungen von der Art der beiden erstgenannten Beispiele.

Helmut Diwald¹¹ schließlich, um den zweiten der neuesten Wallensteinbiographen, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, anzuführen, ist in militärhistorischer Hinsicht weitaus der Kundigste und Präziseste, kommt aber auch nicht zu einer Synthese des Wallensteinschen Feldherrn-

⁶ Hermann Hallwich, Fünf Bücher Geschichte Wallensteins. 3 Bde. Leipzig 1910 und: Briefe und Akten zur Geschichte Wallensteins 1630–34, 4 Bde. Wien 1912, sind hier in erster Linie zu nennen.

⁷ Heinrich von Srbik, Wallensteins Ende. 2. Aufl. Wien 1952, Josef Pekař, Wallenstein 1630–1634. Die Tragödie einer Verschwörung, 2 Bde. Berlin 1937.

⁸ Golo Mann, Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann, Frankfurt a. M. 1971.

⁹ Ibid., 849.

¹⁰ Ibid., 986.

^{10a} Ibid., 474.

¹¹ Helmut Diwald, Wallenstein. Eine Biographie, München-Esslingen 1969.

tums und spielt sich außerdem häufig einen Streich durch seine Neigung zu geschmacklosen Wortspielen. So heißt es zum Beispiel von der Schlacht an der Dessauer Brücke „... waren es Hiebe auf den ersten Blick, mit denen sich Mansfeld abfinden muß“.¹² Vor allem aber schadet ihm seine Sucht, unbedingt und immer originell sein zu wollen, die überdies die Lektüre seines Buches nicht nur zum Genuß macht.

Andererseits aber zeigen Urteile wie „Zu den größten Eigenschaften des Feldherrn Wallenstein gehört eine Fähigkeit, die bei den zeitgenössischen Soldatenführern kaum zu finden ist: Die Gabe abwarten zu können, den Überblick zu behalten“¹³ oder „In der Kunst des kampflosen Hinausmanövrierens war Wallenstein der unerreichte Meister der ganzen Epoche. Und diese Epoche, in der es für einen Fürsten nichts Kostspieligeres gab als Soldaten, sah in der Kunst des kampflosen Sieges die Krönung aller strategischen Fähigkeiten“¹⁴, daß Diwald den nötigen Sachverstand und ein klares und zutreffendes Urteil besitzt.

Aber wie schon gesagt, auch er läßt es bei derartigen Einzeleinsichten bewenden.

Wenn wir uns schließlich noch vor Augen halten, daß die deutsche Kriegsgeschichtsschreibung von Clausewitz bis Delbrück¹⁵ – modernere kriegsgeschichtliche Untersuchungen zu dem Thema Wallenstein als Feldherr sind mir nicht bekannt, wenn man die auf die Schlacht von Lützen konzentrierten Arbeiten von Josef Seidler einmal ausklammert – die Dinge doch weitgehend aus der Sicht Gustav Adolfs sieht und sich mit sehr knappen Auslassungen über Wallenstein begnügt, dann ist es doch wohl berechtigt, das Wirken Wallensteins unter dem Aspekt seines Feldherrntums erneut zu betrachten. Auch der Wallenstein-Essay, des großen englischen Militärwissenschaftlers Sir Basil Liddell Hart¹⁶ gelangt nicht zu einer systematischen Betrachtung des Feldherrntums des Friedländers.

Doch kommen wir damit nun zur Sache. Will man die Eigenschaften des Wallensteinschen Feldherrntums verstehen, dann sind unerläßliche Voraussetzungen dafür einmal eine kurze Betrachtung von Taktik und Strategie der Zeit, daneben eine Darstellung der Heeresstruktur und schließlich eine Erwägung der logistischen Gegebenheiten. Vor allem der letztgenannte

¹² Ibid., 345.

¹³ Ibid., 380.

¹⁴ Ibid., 374–75.

¹⁵ Carl von Clausewitz, Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne, Luxembourg und andere Materialien zur Strategie. Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz. 9. Bd. Berlin 1837; (hier zit. nach der 2. Aufl. Berlin 1862, 59 ff.); Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst. Bd. IV. Berlin 1920, 21962, 341, bes. aber 240 ff.

^{15a} Josef Seidler, Das Prager Blutgericht 1633. Memmingen 1951. Ders., Untersuchungen über die Schlacht bei Lützen 1632. Memmingen 1954; Ders., Besteht noch ein Lützen-Problem? Eine Antwort an Walther Hubatsch, Berthold Kitzing u. a., Memmingen 1971.

¹⁶ Basil H. Liddell Hart, Wallenstein. The Enigma of History: Great Captains Unveiled, Edinburgh-London 1927. (Dtsch.: Große Heerführer, Düsseldorf-Wien 1968).

Aspekt ist ja von hoher Bedeutung für die Kriegführung aller Zeiten. Über dessen Problematik im allgemeinen hat neuerdings der israelische Historiker Martin van Crefeld eine glänzende Monographie vorgelegt, die bahnbrechende Untersuchung der logistischen Problematik in der Zeit vor und während des Dreißigjährigen Krieges aber stammt von dem Engländer Geoffrey Parker.¹⁷

Ich darf Ihnen in knappen Worten den Stand der Kriegskunst und die Beschaffenheit der Heere im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges nun vorstellen. Die Armeen jener Zeit setzten sich aus zwei Hauptwaffen zusammen: Infanterie und Kavallerie. Von diesen war die Reiterei die Offensivwaffe. Die Infanterie dagegen bildete den eher defensiven Kern einer damaligen Armee. Eine merkwürdige Entwicklung hatte zu dieser Teilung der Aufgabe geführt. Zunächst hatte ja im 15. und 16. Jahrhundert das alte Rittertum, das auf hochspezialisierten und gut trainierten, kostspielig ausgestatteten Einzelkämpfern beruht hatte, seine Ohnmacht gegenüber dem Massendruck eines geschlossenen Haufens spießtragender, aber höchst einfach ausgerüsteter Fußsoldaten erfahren müssen. Es ist diese Entwicklung geradezu als Symbol der kommenden Neuzeit zu betrachten, für die ja in immer stärkerem Maße die Dominanz der Quantität über die Qualität in allen Lebensbereichen kennzeichnend ist.

Aber im 16. Jahrhundert hatten die Reiter, inzwischen auch sie zu geworbenen Söldnern geworden, eine Renaissance erlebt, nicht zuletzt in den Hugenottenkriegen. Eine Änderung in der Bewaffnung und in ihrer Taktik trug daran die Schuld. Nicht länger mehr attackierten sie zunächst im Trab und dann im Galopp mit der Lanze oder dem Schwert in der Faust – dieser Angriff wäre am Stacheligel der Spieße des Fußvolks rücklings abgeprallt, wie es die Ritter ja erfahren hatten. Nein, die neue Kavallerie bediente sich – immer noch relativ schwer gepanzert – der Karakole oder Schnecke als neuer Angriffsart. Das heißt, sie ritt langsam an den Gegner heran und feuerte ihre schweren Reiterpistolen, von denen jeder Reiter bis zu sechs besaß, die in den Halftern und in den Stiefelschäften steckten, in den Haufen des Fußvolks hinein. Nach dem Abfeuern der Pistolen ritt das vorderste Glied je zur Hälfte nach rechts und links ab, machte einen halbkreisförmigen Bogen und gab so dem nächsten Glied Gelegenheit zum Schuß und so fort. Anfänglich stand die Kavallerie bis zu 17 Gliedern tief, so konnten die abreitenden Kavalleristen inzwischen wieder laden und nach Abschluß des Manövers erneut auf die Spießer feuern. Das ganze Verfahren war natürlich umständlich und wirkte am besten gegen reine Pikeniere, weniger gut jedoch, wenn diese von Schützen begleitet waren, deren Gewehre weiter schossen als die Pistolen und überdies besser trafen.

Auch im Kampfe Reiter gegen Reiter wurde diese Karakole, der dann als krönender Abschluß natürlich immer der Einbruch mit der blanken Waffe

¹⁷ Geoffrey Parker, *The Army of Flanders and the Spanish Road 1567–1659*, Cambridge 1972 (21978).

in den durch die Beschießung erschütterten Feind folgen sollte – angewendet. Wie schon erwähnt, waren die Kyrisser, wie die Schwere Reiterei nun hieß, relativ stark gepanzert. Sie saßen daher auch auf schwerfälligen, starken Pferden und waren infolgedessen nicht sehr schnell in ihrer Bewegung. Aber die Kavallerie war über dieser Entwicklung zum taktischen Körper geworden, der durchdiszipliniert war und seinen Führern folgte, im Gegensatz zu den ritterlichen Einzelkämpfern von ehemals. Mit zunehmender Sicherheit in der Bewegung wurde die Aufstellung auch immer weniger tief, die Einheiten wurden damit wieder beweglicher gemacht. Neben dieser schweren Schlachtenreiterei gab es für den Aufklärungs- und Streifendienst noch leichte Reiter, die meist in Ungarn oder auf dem Balkan geworben wurden, wie die Stradioten – es waren dies Albaner¹⁷, die Kroaten und schließlich die leichten, berittenen Schützen, Arkebusiere genannt, nach dem leichten Gewehr, das ohne Stützgabel schießen konnte. Später kamen dann noch die Dragoner hinzu, die im Gegensatz zu den Arkebusieren, die als Reiter die schwere Kavallerie in schlechtem Gelände schützen sollte, eine auf ordinären Kleppern sitzende berittene Infanterie darstellte. Nach Delbrück¹⁸ war die Karakole am wirkungsvollsten beim Kampfe von Reiterei gegen Reiterei.

Die Infanterie war – dies gilt vor allem für die kaiserlichen und ligistischen Heere, am Anfang aber auch für das Heer Wallensteins – gegliedert in die sogenannten spanischen Tercios, gewaltige Schlachthaufen, die den festen Kern einer damaligen Armee bildeten. Das Tercio hatte sich aus dem Gewalthaufen der Landsknechte und Schweizer des 16. Jahrhunderts entwickelt. Bei der nunmehr immer stärker werdenden Verbreitung der Feuerwaffen wurde es aber nun nicht mehr, wie jene, zum raschen Angriffsstoß verwendet. Es rückte vielmehr langsam auf den Feind los. Der Kern eines Tercios, eines viereckigen Haufens von zweitausend bis dreitausend Mann, bestand aus den hochbezahlten Pikenträgern, die von Schützen, die man an den Ecken des Tercios postierte, umgeben waren. Diese letzteren feuerten aus ihren schwerfälligen und nicht besonders treffsicheren auf Stützgabeln ruhenden Musketen auf den Feind und warfen sich, da sie für den Nahkampf nur sehr unzulänglich ausgerüstet waren, sobald dieser näher heranrückte entweder vor der ersten Pikenierlinie flach auf den Boden, oder sie versuchten noch rasch hinter den Pikenierhaufen zurückzulaufen. Die Pikeniere senkten dann ihre vier Meter langen Spieße und wehrten mit diesen den Stoß des Gegners ab. Mit großem Recht hat man daher die Tercios wandelnde Festungen genannt.

Herbert Schwarz hat in seinem grundlegenden Werk „Gefechtsformen der Infanterie durch 800 Jahre“ ausgeführt, daß das Innere des Pikenierkerns eines Tercios kaum je zum Schlagen im Nahkampf kam. War dies doch einmal der Fall, dann war das Tercio aufgebrochen und verloren.¹⁹

¹⁸ Delbrück (wie Anm. 15), 150.

¹⁹ Herbert Schwarz, *Gefechtsformen der Infanterie in Europa durch 800 Jahre*, 2 Bde. München 1977, Bd. 1, 212.

Aber, wie Schwarz auch sehr schön schildert, Tercios liefen nicht davon. Sie zerschmolzen vielmehr langsam von den Ecken her und standen bis zum Ende.²⁰ Doch kam es, wie wiederum Schwarz ausführt, im Dreißigjährigen Krieg nur ganz selten zum Nahkampf von Infanterie gegen Infanterie. Lediglich in drei oder bestenfalls vier der 33 Schlachten dieses Krieges scheint dies der Fall gewesen zu sein: 1639 bei Diedenhofen, 1641 bei Wolfenbüttel und 1642 bei Leipzig-Breitenfeld, sowie vermutlich auch 1632 in der Schlacht bei Lützen.²¹

Zur Artillerie, der neben Reitern und Fußsoldaten nur die Bedeutung einer Hilfswaffe zukam, darf man sagen, daß die Geschütze schwerfällig und mühsam zu transportieren waren. Man stellte sie in großen Batterien zusammengefaßt vor der Schlachtlinie auf. Zunächst war die Zahl der Kanonen in Feldschlachten recht begrenzt und eine leichte und bewegliche Feldartillerie am Anfang des Krieges unbekannt. Dies hat sich allerdings dann mit Gustav Adolf geändert.

Schlachten, die von Truppen, wie sie eben hier charakterisiert wurden, geschlagen wurden, dauerten in der Regel sehr lange. Schon der Aufmarsch war ein schwieriges Unterfangen. Das Heer mußte sorgfältig aufgestellt werden und das währte stundenlang. Die Truppenkörper, vor allem die Tercios, waren ausgesprochen schwerfällig und unbeweglich – was bekanntlich das Schicksal Tillys in der ersten Schlacht von Breitenfeld besiegelt hat.

Das Kriegsinstrument, das hier geschildert wurde, ist das, welches Tilly und anfänglich auch Wallenstein zu ihrer Verfügung hatten und mit dem sie größte Erfolge errangen, solange sie auf Heere derselben taktischen Schulung und Konzeption stießen. Das war bis zum Eingreifen Schwedens mehr oder minder der Fall.

Als dann aber mit Gustav Adolfs Heer eine Streitmacht in Deutschland auftrat, die infolge taktischer und technischer Reformen ein anderes Erscheinungsbild auf dem Schlachtfeld bot, da sahen sich die katholischen Heerführer vor Probleme gestellt, die sehr schwierig zu meistern waren. Tilly ist an ihnen gescheitert, wie Marcus Junckelmann in seinem Aufsatz über diesen Feldherrn im Katalog der Wittelsbacher Ausstellung gezeigt hat²², und zwar so sehr, daß er trotz besserer Anlage der Schlacht von Brei-

²⁰ Ibid., 198–99: „Die Infanterie des 30jährigen Kriegs wird unterschätzt. Es stehen am linken Flügel der Kaiserlichen bei Lützen die Infanterieformationen, zeitweise völlig verlassen von der benachbarten, fliehenden Kavallerie, stundenlang den Angriffen ausgesetzt, wie geschildert wird, laut um Unterstützung rufend, aber sie stehen stundenlang fest, schon in neueren Formierungen, nicht mehr im Tercio. Auch Tercios stehen, langsam schmelzend, stundenlang im Kampf, hier durch die schwerfällige Organisation, das Zusammenspiel zwischen Feuerwaffen und Piken besonders erschwert, sie stehen, sie schmelzen, aber sie fliehen nicht.“

²¹ Ibid., 214.

²² Marcus Sylvester Junckelmann, *Feldherr Maximilians: Johann Tserclaes Graf von Tilly, Um Glauben und Reich: Kurfürst Maximilian I.* Beiträge zur bayerischen Geschichte und Kunst. 1573–1657, I, München 1980 387 ff., bes. 389: „Der Sieg der Schweden bei Breiten-

tenfeld nur aufgrund der elementartaktischen Unterlegenheit seiner äußerst langsamen Tercios eine vernichtende Niederlage hinnehmen mußte. Wallenstein hat, wie noch zu zeigen sein wird, sich durch vorsichtige Veränderungen im taktischen Konzept der Entwicklung anzupassen versucht. Vor allem aber war er sich der auch danach immer noch gegebenen taktischen Überlegenheit der Schweden gegenüber seiner Armee bewußt und hat sein Verhalten und seine strategische Konzeption danach gerichtet.

Wie sah nun die Fortentwicklung der Taktik aus, mit der Tilly und Wallenstein konfrontiert wurden, und woher stammte sie? Ursprünglich aus den Niederlanden. Dort hatte Moritz von Oranien, dieser bedeutende Feldherr des ausgehenden 16. Jahrhunderts, versucht, im Kampf gegen die Spanier seinen Truppen mehr Beweglichkeit zu verleihen, besonders dem Fußvolk. Er war beeinflusst vom Studium antiker Kriegstheoretiker dazu übergegangen, durch eine dünnere, also nicht so tiefe und quadratische Aufstellung wie bei den Tercios, mehr Infanteristen an den Feind zu bringen und die Truppenkörper manövrierfähiger zu machen. So verkleinerte er die taktische Einheit und gab überdies den Schützen Nahkampfwaffen, damit diese sich am Handgemenge beteiligen konnten. Sie brauchten sich also nicht mehr hinter die Pikenträger zu flüchten. Die kleinen Truppenkörper – Moritz schuf Bataillone von 500 Mann, von denen jeweils 5 dann eine Brigade bildeten, die man schachbrettartig versetzt aufstellte – erforderten natürlich dank ihrer erhöhten Beweglichkeit mehr Geschicklichkeit der Soldaten als die größeren quadratischen Tercios. Auch war es wichtig, sie im Gefecht zusammenzuhalten, was sich bei den Tercios sozusagen von selbst ergab. Mit einem Wort, die in diesen kleineren, von Moritz von Oranien neu geschaffenen Bataillonen eingesetzten Soldaten brauchten ein besseres Training, als dies die Angehörigen eines Tercios benötigten. Auch machte die größere Zahl der taktischen Körper ein Mehr an Offizieren und Unteroffizieren im Verhältnis zur Zahl der Soldaten notwendig.

Nicht zuletzt auch unter dem Einfluß des Neustoizismus – der Name des Justus Lipsius ist hier zu nennen, auf den in diesem Zusammenhang sowohl Werner Hahlweg als auch Gerhard Oestreich hingewiesen haben²³ –

feld war vor allem ein Triumph der Elementartaktik über die große Taktik. Die Anlage der Schlacht durch Tilly darf trotz der Niederlage als beachtliche Feldherrnleistung gelten. Der mit aller Konsequenz in die Tat umgesetzte Gedanke, die Schweden in der Front unbeschäftigt zu lassen, die Sachsen so schnell wie möglich vom Felde zu jagen und von ihrer Position aus dann die Schweden von der Flanke her aufzurollen, hatte Gustav Adolf überrascht und ihn zu improvisierten Reaktionen gezwungen. Diese waren aber ausreichend, Tilly den schon fast sicheren Sieg zu entwenden, denn es zeigte sich, daß die kaiserlich-ligistische Armee von der Aufgabe überfordert war, den Plan ihres Führers mit der Schnelligkeit und Präzision durchzuführen, die angesichts eines so gewandten, elementartaktisch überlegenen Gegners erforderlich waren.“

²³ Gerhard Oestreich, *Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform*, HZ 176. (1953), 17–43. Jetzt auch in ders.: *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates*. Ausgewählte Aufsätze. Berlin 1969. Man vergleiche aber auch schon Delbrück, IV. (wie Anm. 15) 178 ff., bes. 181: „Der entscheidende Punkt ist äußerlich das Exerzieren, innerlich die Disziplin.“

begann Moritz daher regelmäßig mit seinen Truppen zu exerzieren, diese zu „trillen“²⁴, wie die Zeitgenossen dies nannten. Wenn man es boshaft formulieren darf, denn Gustav Adolf übernahm dieses Verfahren von Moritz, so ist der berühmte preußische Drill eine Frucht des niederländisch-schwedischen Progressismus jener Zeit.

Zum Unterschied vom Tercio, das wie ein Fels in der Brandung stand oder unter Umständen auch in dem Anprall, der es traf, zerschmolz, oder das mit voller Wucht, aber langsam, drückte, erreichten die kleinen und mobilen Truppenkörper, die Moritz geschaffen hatte, ihr Ziel nicht durch Massendruck, sondern durch Beweglichkeit. Die Wirkung dieser „holländischen Ordnung“ – als solche oder als „niederländische Ordinance“ oder „Status Belgicus“ wird sie von den Zeitgenossen bezeichnet²⁵ – die Wirkung dieser Aufstellung also beruhte nicht zuletzt auch auf der besseren Zusammenarbeit der beiden Hauptwaffenarten der Infanterie, der Piken und Musketen. So erzielte man eine Wirkung, die dem Tercio versagt blieb.

An diese Reformen des Oraniers knüpfte Gustav Adolf und zwar schon so früh an, daß er seine Weiterentwicklung dieses Systems zunächst gegen die Polen erproben konnte, bevor er damit nach Deutschland ging. Er übernahm die kleinen Einheiten der Holländer, kombinierte sie aber zur schwedischen Brigade von drei Regimentern, die jeweils 1000 Mann stark waren. Er verstärkte die Feuerkraft dieser nach damaligen Begriffen hochbeweglichen Formation nun auch durch leichte Feldgeschütze, deren Konstruktion er anregte, die als Regimentsstücke diesen beigegeben waren und die die schwere Artillerie, die auch er in Batterien zusammenfaßte, ergänzten. Da die Läufe der leichtesten Konstruktion, die sich übrigens nicht bewährte, mit Lederriemen umwickelt waren, damit sie nicht zersprangen, nannte man sie Ledergeschütze.

Schließlich änderte Gustav Adolf auch noch die Taktik der Reiterei grundlegend. Dabei dienten ihm übrigens seine polnischen Gegner als Lehrmeister. Er verbot nämlich die Karakole, die ja auch dem Geist der Kavallerie zuwiderlief und ließ seine Reiter mit dem Degen in der Faust in gestrecktem Galopp angreifen. Zwischen die Schwadronen der Kavallerie stellte er kleine Musketiereinheiten, die diese bei der Abwehr feindlicher Angriffe unterstützten und die für sie beim Angriff auf Tercios, wenn man so will, Breschen in den Spießhaufen schießen konnten.

Eine weitere schwedische Besonderheit war die Zusammensetzung des Heeres, zumindest in seiner ursprünglichen Beschaffenheit. Denn es war eine Nationalarmee, die aufgrund einer Art von Wehrpflicht rekrutiert wurde und somit ursprünglich nicht ganz so kostspielig war wie eine reine Söldnerarmee. Doch war das schwedische Menschenreservoir zu klein um

²⁴ Schwarz (wie Anm. 19), 153, bes. 163 ff. Der Ausdruck als zeitgenössisch nachzuweisen bei Johann Jakob von Wallhausen; *Kriegskunst zu Fuß*. (1615) (Nachdr. Graz 1971), 23.

²⁵ Schwarz (wie Anm. 19), 153.

dieses System über die Dauer des Krieges durchzuhalten. Auch Gustav Adolf mußte daher schon bald zum üblichen Söldnersystem übergehen. Mit Fortdauer des Krieges nahm denn auch die Zahl der ausländischen Söldner, hauptsächlich waren es Deutsche, in seiner Armee zu. Die anderen Heere des Krieges waren ohnedies Söldnerheere, sowohl das der Liga wie auch das des Dänenkönigs, Mansfelds und nicht zuletzt das Heer Wallensteins.

Die Heere waren durch einen großen Troß belastet, da viele der Söldner Frauen und Kinder mit sich führten. So waren sie schwerfällig und langsam in ihren Bewegungen. Dies und der Umstand, daß man die teuren Soldaten natürlich nicht gerne leichtsinnig den Risiken einer Schlacht aussetzte, führten dazu, daß die Generale jener Zeit eine Schlacht nicht unbedingt gerne herbeizuführen suchten – Tilly, der immer die schnelle Entscheidung, auch bei hohem Risiko, anstrebte, war eine Ausnahme – man bemühte sich vielmehr durch geschickte Manöver den Gegner zum Rückzug zu veranlassen, zog es vor, ihm Teile seines Gebietes abzunehmen, Städte zu erobern, um ihn auf diese Art endlich müde zu machen. Besonders in Frankreich und in den Niederlanden hatte sich diese, von Hans Delbrück als Ermattungsstrategie bezeichnete Form der Kriegführung herausgebildet, zumal es dort zahlreiche Festungen gab, die ein freies Operieren zwischen diesen unmöglich machte.²⁶ Festungen aber waren seit der Erfindung der Bastion in Italien im frühen 16. Jahrhundert, wobei sich bedeutende Architektenfamilien wie die Sangalli und Sanmicheli hervortaten, wieder sehr schwer zu nehmende Hindernisse. Das änderte sich dann erst in der Zeit Vaubans.

In Deutschland sahen die Dinge etwas anders aus. Große Belagerungen gab es in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges nicht allzu viele, sieht man von Stralsund 1628 und Magdeburg 1631 ab. Aber auch in Deutschland gingen die guten Generale bei ihren Operationen sehr methodisch vor, ließen sich Zeit, konnten allerdings auch sehr weiträumig operieren, da die Kleinheit der Heere es ihnen erlaubte, sich aus dem Lande, das sie durchzogen, zu ernähren. Ja, Martin van Crefeld behauptet sogar, daß die Armeen sich überhaupt nur durch Bewegung damals erhalten ließen. Stillstand hieß Hunger. Dafür brauchten sie die Verbindung zur Basis nicht so unbedingt aufrechtzuerhalten. Schließlich, so meint er, waren sie bei ihren Bewegungen gezwungen, den Flußläufen zu folgen und deren Lauf zu beherrschen, da Flüsse die besten Transportwege darstellten, vor allem für schweres Gerät.²⁷ Wenn er allerdings am Beispiel Gustav Adolfs, glaubt sagen zu können, daß in dessen Planung mehr als einmal „Logistics were allowed to prevail over strategy“²⁸, so z. B. im Hinblick auf

²⁶ Zum Problem des Festungskrieges grundlegend: Christopher Duffy, *Siege Warfare. The Fortress in the Early Modern World 1494–1660*. London-Henley 1979 (mit weiterführender Literatur).

²⁷ Van Crefeld (wie Anm. 2), 12–13.

²⁸ *Ibid.*, 14.

den versäumten Entsatz Magdeburgs, weiterhin bei der Entscheidung des Schwedenkönigs nach der Schlacht von Breitenfeld statt gegen Österreich zum Rhein zu ziehen, um sich die Ressourcen des Rheinlands zu sichern, so dürfte das doch etwas übertrieben sein. Daß aber auch der Schwedenkönig sich im Rahmen der damaligen Strategie bewegte und dabei sehr vorsichtig vorging, das hat schon Clausewitz erkannt, der von ihm meint „... Er war ein gelehrter Feldherr voller vorsichtiger Kombinationen“, um an anderer Stelle dann noch einmal mit Nachdruck zu erklären „... Ein kühner Invasions- und Schlachtenfeldherr war Gustav Adolf überall nicht ... er liebte mehr den künstlichen, manövrierenden, systematischen Krieg“.²⁹

Immerhin hatte Gustav Adolf sich nach seiner Landung im Jahre 1630 sehr lange Zeit gelassen, mit dem Aufbau seiner Basis und auch seines politischen Rückhalts beschäftigt, ehe er losschlug.

Mag van Crefelds Behauptung von dem Überwiegen logistischer Erwägungen bei der Kriegsplanung übertrieben sein, sie hat einen richtigen Kern. Die Truppen waren – und sind es noch heute – abhängig von den Versorgungsmöglichkeiten, abhängig daher von den Transportwegen. Und diese waren spärlich, vor allem Brücken waren rar. Wenn Geoffrey Parker behauptet, im 17. Jahrhundert sei es zum einen sehr leicht gewesen, Behelfsbrücken zu bauen, dann auch seien diese billiger gekommen als Schiffe³⁰, wenn er weiterhin erklärt, daß Europa damals von einem vermutlich genauso dichten Wegenetz als heute überzogen gewesen sei³¹, so halte ich diese Behauptung für problematisch. Immerhin hielten sich die militärischen Hauptoperationen, wie der Verlauf des ganzen Dreißigjährigen Krieges beweist, doch an die großen Verkehrsstraßen der Zeit.

So sahen, grob und knapp skizziert, die äußeren Gegebenheiten der Kriegführung im 30jährigen Krieg aus. Wir haben dabei die Heeresstruktur nur gestreift, da sie im Zusammenhang mit Wallensteins Werbungssystem ohnehin erläutert werden muß. Was war nun der Beitrag des Herzogs von Friedland zur damaligen Kriegskunst und worin besteht seine Feldherrnleistung? Nun, einmal – und das ist eine altbekannte Tatsache –, daß er als genialer Organisator und Kriegsunternehmer es verstand, ein bis zu diesem Zeitpunkt in dieser Stärke nicht für möglich gehaltenes Heer aufzustellen und zu unterhalten, wobei er bahnbrechend wirkte durch den systemati-

²⁹ Clausewitz (wie Anm. 15), 25 u. 40. Zum Charakter der Kriegführung im Dreißigjährigen Krieg ist immer noch grundlegend: Delbrück (wie Anm. 15). Sehr treffend und knapp auch die Ausführungen bei André Corvisier, *La France de Louis XIV. 1643–1715*. Paris 1979, 90–91.

³⁰ Parker (wie Anm. 17) 82, dagegen aber Corvisier (wie Anm. 29), 107: „... à cause du petit nombre des ponts, le réseau des étapes comportait peu d'itinéraires.“

³¹ Parker (wie Anm. 17), 83: „There was surprising freedom of choice. Roman-style super-highways which connected distant capitals directly were neither constructed nor maintained during the middle-ages; instead an intricate tracery of smaller roads developed, linking each village with its neighbours and with the nearest market centers. These formed the basic road-network of early modern Europe; the road-density was probably as great as it is today“.

schen Aufbau einer Heeresversorgungswirtschaft. So etwas hatte es bis dahin nicht gegeben. Für sein Feldherrntum aber wurde es entscheidend, daß sich seine organisatorische Fähigkeit verband mit einer hohen strategischen Begabung, die es ihm ermöglichte, dieses, durch sein ebenfalls in dieser Form neues Werbungssystem geschaffene Heer zu sinnvollem Einsatz zu bringen und daß er überdies ein bedeutender politischer Kopf war, der militärisches Handeln mit politischem Zweck in Verbindung brachte.

Seine Laufbahn ermöglicht hat ihm sein Armeeunterhalts- und Kontributionssystem. Worin nun bestand dessen Geheimnis? In der Tatsache, daß Wallenstein dem Prinzip huldigte, der Krieg müsse den Krieg ernähren. Dies hatten andere vor ihm zwar auch schon getan, z. B. sein erster Hauptgegner Ernst von Mansfeld. Aber der hatte zu diesem Zweck seine Soldaten in den von ihnen besetzten Gebieten in übelster Weise hausen lassen, schon weil er überzeugt war, daß er sie ohne Geld nicht zu disziplinieren vermöge.³² Christian von Halberstadt hatte es nicht besser gehalten.

An diesem Punkt nun setzte Wallenstein ein. Auch er ließ die Truppen aus dem Lande leben, aber nicht durch Plünderung und Mordbrennerei. Vielmehr sah er auf strenge Disziplin, ließ aber die besetzten Länder, gleich ob Freund oder Feind, hohe Kontributionen zahlen und zwar in Geld und Naturalien. Weiterhin ließ er seine Armeen, die er aus dem so erpreßten Geld besoldete, aus seinen friedländischen Magazinen und Werkstätten bewaffnen, bekleiden und verköstigen. So daß im Endeffekt ein beträchtlicher Teil des Geldes wieder zu ihm zurückfloß.³³

³² Onno Klopp, *Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632*, Bd. 1, 1891, 543 zit. einen Brief Mansfelds: „Soll der Soldat leben, so gehört Geld dazu. Gibt man es ihnen nicht, so nehmen sie es, wo sie es finden, und zwar nicht auf Rechnung dessen, was man ihnen schuldig ist. Denn sie zahlen es nicht, so wägen sie es auch nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor geöffnet: so rennen sie auf dem Plan ihrer Unabhängigkeit immer fort. Da hilft kein Zaum mehr, noch eine Schranke. Sie begnügen sich nicht mit ihrer Nothdurft: sie wollen sich auch bereichern. Sie nehmen alles. Sie plündern alles. Sie schlagen und erschlagen, was ihnen Widerstand thun will. In summa, da ist keine Unordnung, noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften. Denn sie sind aus verschiedenen Nationen, Praktiken und Gesellschaften in allen Bubenstücken aufs höchste gekommen. Der Deutsche, der Niederländer, der Franzose, der Italiener, der Ungar gibt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verschlagenheit, noch arge List etwas zu überkommen erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe, die sie nicht verüben. Da sehen sie keine Personen an, sie sei, wes Standes und welcher Würde sie wollen. Es ist ihnen kein Ort frei noch heilig. Das alles wissen wir und gestehens gern, haben dessen auch mit unserem großen Herzeleide viele Exempel sehen müssen. Und das ist das große Ungemach, welches den Unfrieden und Krieg so greulich und abscheulich macht. Das einzige Mittel dagegen ist eine gute Disziplin. Diese kann nicht gehandhabt werden, wo es an Zahlung und Sold mangelt. Ich wüßte niemand, der solches zu führen sich anders unterfangen könnte.“

³³ Zu Wallensteins Wirtschafts- und Finanzpolitik sind grundlegend Anton Ernstberger, *Wallenstein als Volkswirt im Herzogtum Friedland, Reichenberg 1929* und ders., *Hans De Witte, Finanzmann Wallensteins*, 2 Bde. Wiesbaden 1954; eine konzentrierte Zusammenfassung seiner Ergebnisse findet sich in dem Aufsatz: *Wallenstein als Volkswirt*, in: Anton Ernstberger, *Franken-Böhmen-Europa. Gesammelte Aufsätze*. 2 Bde. Kallmünz 1959. Bd. 1, 269–85.

Das System belastete die jeweils betroffene Bevölkerung in hohem Maße, aber es war besser als unregelmäßige Plünderung. Selbst der Wallenstein nicht sehr freundlich gesinnte Khevenhiller muß zugeben „und ob er das Reich hart bedrängte, so hat doch der Soldat und der Bauer zusammengelebt“.³⁴ Trotzdem bedeutete auf längere Sicht eine derartige Einquartierung natürlich den Ruin der so heimgesuchten Gegend und eine Armee konnte geschlossen nicht lange auf einem Punkt stehenbleiben, was van Crefeld zu Recht mit großem Nachdruck als Grundtatsache, die die ganze damalige Strategie beeinflusste, hervorhebt.³⁵

Aber, dank seines Systems war Wallenstein in der Lage, seine Truppen länger beisammen zu halten, als alle seine Gegner. Er war sich dieser Tatsache bewußt und hat sich ihrer als Element seiner Strategie bedient.

Ein weiteres sollte noch gesagt werden. Den Sold, den er bei Anwerbung der Truppen zahlen mußte, legte Wallenstein natürlich nur vor. Kriegsherr war ja der Kaiser, für den Wallenstein die Truppen warb. Somit stand dieser bei Wallenstein für dieses Geld in der Schuld. Wallenstein aber delegierte nun seine Ansprüche gegen den Kaiser wiederum zum Teil dadurch an seine Obersten – die ihre Regimenter in selbständiger Regie warben – und Hauptleute – die wiederum im Auftrag der Obersten ihre Kompanien auf eigene Kosten anwerben mußten –, daß er diese das Geld für die von ihnen anzuwerbenden Truppen vorlegen ließ und ihnen nur die sichere Rückzahlung im Namen des Kaisers garantierte. So machte er diese Offiziere, deren alleinige Ernennung ihm zustand, zu Gläubigern des Kaisers und band sie mit ihren Interessen an seine Person.³⁶

Das Verfahren war insofern genial, als sich ja unter den kaiserlichen Fahnen ein recht bunter Haufen zusammenfand, den Wallenstein nun durch das gemeinsame Interesse zusammenhielt. Die Offiziere stammten aus aller Herren Länder und aus allen Ständen, wenn auch der Adel überwog. 1633 waren zum Beispiel von 107 Regimentsinhabern 4 Angehörige von Fürstenhäusern, 90 Adelige, 13 bürgerlicher Herkunft. Wobei unter den Adeligen sich jedoch mancher mit recht zweifelhaftem Adelsbrief befand. Insgesamt eine mehr als gemischte Gesellschaft, bestehend aus Deutschen, Wallonen, Böhmen, Iren, Italienern, Spaniern und Schotten. Auch Protestanten waren darunter, denn Wallenstein war in der Konfessionsfrage großzügig. Selbstverständlich aber überwogen die Katholiken.

Wechsel der Partei war nach Ablauf des Vertrages möglich und ehrenvoll, nicht zuletzt um diesen zu verhüten, hatte Wallenstein sein System der Bindung der Offiziere an den Feldherrn durch Finanzinteresse entwickelt. Als Randbemerkung sei der Hinweis gestattet, daß die finanziellen

³⁴ Zit. bei Wilhelm Wostry, Wallenstein. Die großen Deutschen. Hg. v. Willy Andreas und Wilhelm v. Scholz, Bd. 1. Berlin 1935, 565. Der Beitrag findet sich, bis auf unwesentliche Retuschen unverändert in Bd. 1 der Nachkriegsausgabe des Werkes, hg. von Theodor Heuss, Hermann Heimpel und Benno Reifenberg (Berlin 1956), 519.

³⁵ Van Crefeld (wie Anm. 2), 12.

³⁶ Wostry (wie Anm. 34), 565.

Möglichkeiten, die der Besitz eines Regiments eröffnete, nicht schlecht waren. So blieben einem Obristen, der ja seine Truppen ausrüstete, allein dadurch, daß er etwa schlechte Waffen um 4 Gulden das Stück kaufte, diese dann seinen Soldaten um 8 bis 24 Gulden überließ und sie beim Ausscheiden aus dem Dienst um einen halben Gulden zurücknahm – die Zahlenangaben stammen von Johann Christoph Allmayer-Beck³⁷ – im Jahr bis zu 2000 Gulden als Gewinn nur aus diesem Geschäft übrig. Dazu kam dann die Möglichkeit, die Stärkeangabe zu manipulieren, das heißt, mehr Soldaten beim Hofkriegsrat anzugeben, als tatsächlich angeworben waren – bei Inspektionen stellte man dann Diener und Pferdeknechte in die Reihen, die Praxis war europäisch³⁸ – um den Überschuß der Soldzahlungen in die eigene Tasche fließen zu lassen. Im Verlaufe des Feldzugs konnte man dann diese „Strohänner“ als Verluste ausgeben. Notabene, daß dieses Heer erst dann zu einem kaiserlichen werden konnte, als das Recht der Ernennung der Obristen beim Kaiser lag, das heißt nach Ausschaltung des Friedländers, ist ein nicht unwichtiger Aspekt in der Geschichte von Wallensteins Ende.

So also sah das Instrument aus, das sich Wallenstein geschaffen hatte. Wie schon gesagt verstand er es, es zur größten Wirkung zu bringen. Zu diesem Zweck bediente er sich einer bis zu diesem Zeitpunkt unerhörten und nie gesehenen Kriegführung, die infolgedessen bei den Zeitgenossen auch weitgehend auf Unverständnis stieß. Dabei liegt seine Bedeutung mehr auf strategischem als auf taktischem Gebiet. Auf letzterem war er kein Neuerer, verhartete vielmehr während seines ersten Generalats in der Terciotaktik und modifizierte diese dann im zweiten Generalat, unter dem Eindruck der Erfolge Gustav Adolfs, ohne sie aber aufzugeben. So stand sein Fußvolk bei Lützen zwar in etwas dünnerer und flacherer Aufstellung, aber doch immer noch in der Tercioformation. Wobei es wiederum für Wallensteins Fähigkeit und Selbstkritik spricht, daß er sich der taktischen Unterlegenheit seiner Armee gegenüber den Schweden bewußt war, für seine Genialität, daß er es dennoch verstand, die Schweden strategisch auszumanövrieren und daß er Mittel entdeckte, die taktische Unterlegenheit durch geeignete Maßnahmen auszugleichen.

Was ist nun das Merkmal seiner Strategie? Nun, wenn ich das richtig sehe – und das ist meine These – dann hat Wallenstein eine Einsicht gehabt, die später dann Clausewitz auf die Formel brachte: Die Defensive sei die stärkere Kampfform, jedoch mit negativer Zielsetzung, die Offensive

³⁷ Johann Christoph Allmayer-Beck - Erich Lessing: Die kaiserlichen Kriegsvölker. Von Maximilian I. bis Prinz Eugen 1489–1718, Gütersloh 1978, 68.

³⁸ Ibid. 69, dort der Hinweis, daß der Ausdruck „Strohmann“ auf diesen Mißbrauch zurückgeht. Ferner André Corvisier, *Armies and Societies in Europe 1494–1789*. Bloomington-London 1979, 64 ff.; Ders., *La France de Louis XIV. 1643–1715* (wie Anm. 29), 122, bes. aber: 180 ff.: „... il (le Capitaine) usait, nous l'avons vu des passe-volants, quelque fois d'authentiques soldats impruntés à d'autres capitaines, le plus souvent, des civils suivant l'armée ou des habitants du pays loués pour l'occasion.“

die schwächere, allein mit positiver Zielsetzung, die stärkste Kampfform aber sei der Gegenangriff. Clausewitz sprach dabei vom „blitzenden Vergeltungsschwert“, die Formel ist berühmt geworden. Und Wallenstein hat nun die Konsequenzen aus dieser Einsicht gezogen und ein Verfahren gefunden, das es ihm ermöglichte, die stärkere Kampfform der Defensive, kombiniert mit dem Gegenangriff, einer offensiven Strategie dienstbar zu machen. Dies hat dazu geführt, daß alle seine Schlachten, gerade auch wenn er offensive Absichten damit verband (Schlacht an der Dessauer Brücke, Zirndorf), Defensivschlachten gewesen sind, weshalb man ihn fälschlicherweise – mit Ausnahme von Helmut Diwald, der im Zusammenhang mit Zirndorf hier die Dinge richtig darstellt, ohne aber zu der oben formulierten allgemeinen Schlußfolgerung weiterzugehen³⁹ – als zaudern- den Ermattungs- und Defensivstrategen bezeichnet hat.⁴⁰

Nichts ist falscher als das. Die militärische Genialität Wallensteins äußerte sich vielmehr gerade darin, daß er es verstand, eine offensive Kriegführung, die auf Niederwerfung des Gegners abzielte, so zu betreiben, daß er bei der entscheidenden Aktion selbst – obwohl er strategisch gesehen der Angreifer war – die stärkere Kampfform der Defensive wählen konnte. Es ist dies ein Verfahren, wie es im 19. Jahrhundert, ohne allerdings dabei auf Wallenstein hinzuweisen, kein geringerer als Helmuth von Moltke empfohlen hat: „Vermögen wir eine Stellung einzunehmen, welche der Gegner, sei es aus militärischen oder politischen oder selbst aus Gründen nationaler Eitelkeit, voraussichtlich angreifen wird, dann scheint es durchaus ratsam, zunächst die Vorteile der Defensive auszunutzen, bevor wir die Offensive ergreifen“.^{40a}

Daß ein derartiges Verfahren neben einer hohen strategischen Begabung auch größte Energie erforderte, Energie, die sich auch in der Form der Selbstbeherrschung äußern konnte, im selbstaufgelegten Zwang scheinbar untätig abzuwarten, bis der Gegner die Gelegenheit zum blitzschnellen Handeln bot⁴¹, versteht sich von selbst. Nicht umsonst hat Clausewitz, der aber hier auch etwas gespalten ist, bereits von Wallenstein gemeint: „In zwei Eigenschaften konnte er auf diesen Namen [den eines großen Generals. Der Verf.] wirklich gerechten Anspruch machen: nämlich durch die Stärke seines Charakters, die sich in seinem kriegerischen Handeln durch

³⁹ Diwald (wie Anm. 11), 485 ff. Trefflich und das Richtige erkennend jetzt auch Helmut Mahr: Wallenstein vor Nürnberg 1632. Sein Lager bei Zirndorf und die Schlacht an der Alten Veste, dargestellt durch den Plan der Gebrüder Trexel 1634. Neustadt an der Aisch 1982. S. 13–24 und 28–32 sowie S. 66 ff. (erst nach Abschluß des Manuskripts erschienen).

⁴⁰ So zuletzt Golo Mann (wie Anm. 8), 896: „Wallenstein war Verteidiger von Haus, denn starke Verteidigung ist gewisser als der Angriff, und das Gewisse spielte er gern.“

^{40a} Helmuth von Moltke; Militärische Werke Tl. II. Taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857 bis 1871. Berlin 1900, 208.

⁴¹ Diwald (wie Anm. 11), 350: „Zu den größten Eigenschaften des Feldherrn Wallenstein gehört eine Fähigkeit, die bei den zeitgenössischen Soldatenführern kaum zu finden ist: Die Gabe, abwarten zu können, den Überblick zu behalten.“

eine fast fürchterliche Energie gezeigt hatte ... und die fürchtende Verehrung, welche sein ganzes Heer für ihn hatte."⁴²

Clausewitz meint dann aber doch, daß Wallenstein, ähnlich wie Gustav Adolf, bei alledem ein vorsichtiger und methodisch operierender Feldherr gewesen sei.

Wallenstein verstand es fast immer – Lützen nimmt hier eine gewisse Sonderstellung ein – seine Gegner in Lagen zu manövrieren, die diese vor die unangenehme Wahl stellten, entweder unter für sie ungünstigen Bedingungen eine Schlacht schlagen zu müssen, oder bei mangelnder Versorgungsmöglichkeit einen Rückzug anzutreten, der für ihr Heer von den verderblichsten Folgen sein mußte. Wie prekär eine derartige Wahl war, beweist uns auch ein Ausspruch Richelieus, den André Corvisier zitiert: „Il se trouve dans l'histoire beaucoup plus d'armées périées faute de pain et de police (c'est à dire d'administration) que par effort des armes ennemies."⁴³

Zum erstenmal hat der Herzog von Friedland diese Fähigkeit im dänischen Krieg demonstriert, als er Mansfeld dazu brachte, sich an den Schanzen der Dessauer Brücke eine Niederlage einzuhandeln. Ich darf die Situation kurz in Ihr Gedächtnis zurückrufen. Die Winterquartiere im Winter 1625/26 hatte Tilly mit dem Ligaheer im Wesergebiet verbracht, Wallenstein mit seinen Truppen in den Stiften Magdeburg und Halberstadt. Als der Feldzug eröffnet wurde standen drei Heere unter dem Dänenkönig Christian IV., Mansfeld und Johann Ernst von Weimar ihnen gegenüber. Dazu schlug Bethlen Gabor in Ungarn gegen den Kaiser los.

Der Kriegsplan Christians IV. sah nun vor, Tilly von der Weser und Elbe her in die Zange zu nehmen. Daß die Wallensteinischen Truppen sich nach Ungarn wenden müßten, wurde dabei als selbstverständlich vorausgesetzt. Doch Wallenstein, der den Hauptkriegsschauplatz, auf dem die Entscheidung kommen mußte, in Deutschland sah, blieb stehen. Die Erblande, so meinte er, müßten und vermöchten auch, sich solange selbst gegen Bethlen zu halten, bis in Deutschland die Lage positiv geklärt sei. Er vermied es also, die Kräfte zu zersplittern, bildete vielmehr an der entscheidenden Stelle einen Schwerpunkt, mit einem Wort, er beherrschte die strategische Lage vollkommen.⁴⁴

⁴² Clausewitz (wie Anm. 15), 59.

⁴³ Corvisier (wie Anm. 29), 9.

⁴⁴ Hallwich, Fünf Bücher ... (wie Anm. 6), Bd. 3: Wallenstein an Ferdinand III. Aschersleben, 2. April 1626: „... neben deme E. Kay. Mt. ich nochmalln vnderthenigst bitten theue, sy gnedigist geruhen wollen, sich in grosere verfassungen zu stellen, dieweilen einmahl von hinen durchaus nit möglich einen einzigen man zu entrathen.“ Seine Einschätzung der Gefährlichkeit Bethlens ibid., 89 in Schr. v. 3. Aug. 1626 an Spiñola: „Vermeinen, daß es wegen des Bethlen ein gewinschter handel seyn werde, weilen sein Kriegen mehrers nur ein vrplötzlicher einfall und Straiff, als ein rechter wehrender Krieg, daß, so baldt Wir alsdann durch göttl. assistenz mit ihme fertig sein werden ...“; vor allem aber auch 102: Schr. an Esterhazy, Ungarisch-Brod, 5. September 1626: „Komt nun der Mansfeldt, Weimar, Bethlehem vndt der Türck zugleich, so graust mir vor ihnen kein bissel nicht. Sie werden geschmissen so gewis, als dem Mansfeldter im Frülینگ widerfahren ist.“

Christian IV. brach nun gegen Tilly vor. Johann Ernst von Weimar fiel in Westfalen ein, um sich mit den Holländern zu verbinden und Mansfeld, der seine Truppen im Kurfürstentum Brandenburg stehen hatte, sollte Wallenstein fesseln und sich zum gegebenen Zeitpunkt mit den beiden anderen protestantischen Heeren vereinigen. Das Ganze sollte schließlich in einer Zangenbewegung gegen Tilly gipfeln. Doch kam es nicht dazu.

Wallenstein nämlich hatte mit dem ihm eigenen Scharfblick für strategisch wichtige Positionen die Elbbrücke bei Dessau besetzt, über die Mansfeld unbedingt gehen mußte, wollte er sein Heer zu Christian IV. und Johann Ernst von Weimar führen. Gegen Geoffrey Parker muß man doch wohl feststellen, daß bei den damaligen Transportmöglichkeiten ein Heer an die wenigen größeren Straßen gebunden, auf die wenigen vorhandenen Brücken angewiesen war. Daher ließen sich seine Aktionsmöglichkeiten leichter berechnen als dies heute der Fall sein würde. Die Elbebrücke bei Dessau war also eine Schlüsselposition ersten Ranges. Wallenstein ließ den Brückenkopf befestigen und vertraute ihn einem seiner tüchtigsten Unterführer, dem bürgerlichen Luxemburger Johann Aldringen an. Mansfeld, der inzwischen die Stadt Brandenburg und die Havelübergänge erobert hatte, sah sich von der Verbindung mit seinen Alliierten abgeschnitten. Und er stand damit genau vor der Alternative, wie sie oben skizziert wurde.

Entweder mußte er mit Gewalt zu diesen durchbrechen, das heißt, den befestigten Brückenkopf erstürmen, oder sich in ein ausfouragiertes Gebiet zurückziehen, damit den Bestand seines Heeres gefährden und den Feldzugsplan Christian IV. ruinieren. Erfahrener Soldat, der er war, erkannte er die Lage und versuchte den Durchbruch, dessen Gelingen allein ja noch zu erfolgreichen Operationen führen konnte. Typisch, daß Golo Mann Mansfelds der Situation angepaßten Entschluß mit Verständnislosigkeit kommentiert.⁴⁵

Aber Mansfeld hatte mit seiner richtigen, wenn auch verzweifelten Entscheidung keinen Erfolg. Die stärkere Kampfform der Abwehr siegte am 18. April 1626 auf beiden Elbeufern. 4000 Tote blieben liegen, zahlreiche Kanonen gingen verloren, ein Gegenstoß der Wallensteinischen Reiterei, im rechten Augenblick angesetzt, hatte den Sieg vollendet. Das Heer Mansfelds war damit fürs erste ausgeschaltet. Daß Tilly dann kurz darauf auch den Dänenkönig bei Lutter am Barenberg schlug (24. August 1626), bereinigte die Lage dann völlig. Tillys Heer war bei diesem Sieg übrigens

⁴⁵ Mann (wie Anm. 8), 389: „Als nun der Graf von Mansfeldt mit seinen Holländern, Deutschen, Dänen, Schotten, Franzosen dem östlichen Elbufer entlang aufwärts zog, um die Neutralität Brandenburgs, die ohnehin zweifelhaft war, sich nicht kümmern, kam es ihm in den Sinn, des Kaisers neuen General eben da anzugreifen, wo dieser sich am stacheligsten eingenistet hatte. Man weiß nicht warum. Was als Mansfelds Absicht galt, hätte er wohl auch ohne die Eroberung der Elbbrücke unternehmen können. Mag sein, er wollte keinen ungeschlagenen Feind sich im Rücken lassen; mag sein, er wollte nach so vielen Niederlagen seinen Geldgebern sich endlich einmal wieder beweisen.“

verstärkt durch Truppen Wallensteins, die dieser nach dem Dessauer Erfolg hatte abgeben können.

Auch der weitere Verlauf des Feldzugs von 1626, der im August, nach Klärung der Lage in Deutschland, die weitere Auseinandersetzung Wallensteins mit Mansfeld und dem inzwischen mit diesem vereinigten Johann Ernst von Weimar sah, die ihre Armeen durch Schlesien nach Ungarn zu Bethlen Gabor zu führen versuchten, zeigte Wallensteins große Kunst des Manövrierens.

Durch geschickte und für die damaligen Begriffe unerhört schnelle Märsche – 800 km in 30 Tagen, das macht, weil jeder 3. Tag Rasttag war, 40 km pro Tag, die Regel aber waren 15 bis 20 km⁴⁶ – drängte er das Heer Mansfelds, das er von Böhmen fernhielt, durch Mähren nach Ungarn ab. Die Vereinigung mit Bethlen hatte er zwar nicht verhindern können, aber Mansfeld hatte nicht mehr viel zum Vereinigen. Seine Armee hatte sich auf diesem Gewaltmarsch aufgelöst. Allerdings war auch Wallensteins Heer von 20000 auf 8000 Mann zusammengeschmolzen, aber er verfügte mit diesen immer noch über eine schlagkräftige Armee, Mansfeld dagegen besaß nichts mehr.

Mansfeld und Weimar erlagen bekanntlich bald darauf den Strapazen der ausgestandenen Gewaltmärsche. Bethlen schloß schon ehe dies eintrat, mit dem Kaiser einen Frieden. Auch dieser Feldzug zeigt den Blick Wallensteins für die geographischen Gegebenheiten, die er seiner Strategie nützlich zu machen verstand. Übrigens ist auch bei dieser Aktion dem Feldherrn von den Zeitgenossen mangelnde Aktivität vorgeworfen worden, weil er zunächst abgewartet hatte, bis Mansfelds Marschrichtung erkennbar und dessen Ziel offensichtlich war.

Der Höhepunkt von Wallensteins bisher geschilderter Strategie aber ist dann der Sommerfeldzug von 1632 gegen Gustav Adolf. Auch diesmal haben die Zeitgenossen kein Verständnis für das Vorgehen des Friedländers gehabt. Vor allem Maximilian I. von Bayern, der von Kriegführung nicht allzuviel verstand, hat ihm hier zunächst Untätigkeit, schließlich sogar Böswilligkeit unterstellt.^{46 a}

Die Ausgangslage ist bekannt. Wallenstein war nach seiner Wiedereinsetzung und nach der Anwerbung eines neuen Heeres zunächst daran gegangen, Böhmen, das ja seine Basis war, von den Sachsen zu säubern. Inzwischen hatten die Schweden, deren taktische Überlegenheit dem Friedländer nur zu sehr bewußt war, Bayern erobert und verheert. Doch nach der Sicherung der böhmischen Position konnte auch Wallenstein sich gegen Gustav Adolf wenden. Am 1. Juli 1632 vereinigte er sein Heer mit den Ligatruppen Maximilians I. in der Oberpfalz. Gemeinsam stieß man nun auf Nürnberg vor.

Dort hatte sich Gustav Adolf, dessen Armee zahlenmäßig dem kaiser-

⁴⁶ Diwald (wie Anm. 11), 354.

^{46a} Mahr (wie Anm. 39) passim.

lich-ligistischen Heer unterlegen war, in einem befestigten Lager verschanzt. Entgegen der Forderung Maximilians, den Schwedenkönig sofort anzugreifen, schlug Wallenstein, im Wissen um die taktische Unterlegenheit seiner Truppen und die Gefahr eines Angriffs auf ein befestigtes Lager gar, ebenfalls ein befestigtes Lager in der Nähe von Zirndorf auf. Er verfügte über mehr und bessere Kavallerie als die Schweden, vor allem – und damit begründete er eine Tradition der österreichischen Heere bis zum Ende der habsburgischen Monarchie – hatte er eine glänzende leichte Reiterei, die den Streifscharenkrieg überlegen zu führen vermochte.

So ließ er den Schwedenkönig sich ruhig durch Zuzug verstärken, bis schließlich die Überzahl sogar bei Gustav Adolf und seinem Heere lag. Je mehr Leute zusammenkamen, desto schwieriger mußte es ja werden, sie zu verpflegen. Und den Verpflegungsnachschub störten seine leichten Reiter beträchtlich. Wallensteins Rechnung ging auf. Lebensmittelknappheit und als deren Folge Krankheiten griffen im Lager des Schwedenkönigs um sich. Gustav Adolf war von einem überlegenen Gegner ausmanövriert worden. Auch er, wie einst Mansfeld, stand nun vor der schweren Wahl, entweder ruhmlos abzuziehen – das konnte er sich, als eine moralische Niederlage im Hinblick auf seine unsicheren deutschen Verbündeten schon gar nicht leisten, man sieht, wie hier Wallenstein auch politische Erwägungen seinem strategischen Kalkül nutzbar macht –, Gustav Adolf mußte also entweder ruhmlos abziehen, oder den tollkühnen Versuch unternehmen, das von Wallenstein nach allen Regeln damaliger Fortifikationskunst befestigte Lager anzugreifen. Kein Wunder, daß der Schwedenkönig sich die Dinge überlegte.

Sechs Wochen lang lag man sich tatenlos gegenüber. Maximilian I., der nichts begriff, war der Verzweiflung nahe. Allein er war auf Wallensteins Unterstützung angewiesen. Wien hatte ihn überdies gebeten, den Friedländer nicht zu vergrämen, so mußte er sich zähneknirschend in sein Glück fügen. Denn die Strategie Wallensteins bewährte sich glänzend. Der Herzog von Friedland hat diese übrigens selbst in einem Brief an den Kaiser vom 15. September 1632 wie folgt charakterisiert: „Es habe gegolten“, so schrieb er, „den Gegner so zu ‚stringieren, als daß er entweder in posto verhungern oder mit disavantaggio schlagen oder von dannen weichen müßte‘.“⁴⁷

Am 1. September 1632 verlor Gustav Adolf die Geduld – das heißt also, seine Nerven – und ließ Wallensteins Lager bestürmen. Drei Tage lang griffen die Schweden mit verzweifelter Tapferkeit an. Bernhard von Weimar gelang ein kurzfristiger Einbruch, der im Gegenstoß bereinigt wurde.

⁴⁷ Hallwich, Briefe und Akten ... (wie Anm. 6) Bd. 3, 100. Vgl. auch *ibid.* Bd. 2, 673: „Man muß itzunder nur sulla difesa daselbst stehen, denn ich hoffe, wenn der König dahier nur einen einzigen Colpo bekommen wird, daß sich viele Sachen im Reich werden ändern. Ich vermeine auch, daß er all longo andar sich nicht wird halten können; wird müssen aus seinen Fortificationen, denn der Hunger und Mangel der Foragi wird ihn dazu treiben.“

Dann aber hatte Gustav Adolf genug. Seine Armee hatte mehrere tausend Mann verloren, das kaiserlich-ligistische Heer knapp die Hälfte davon. „Es war ein Wettkampf der Willenskraft mit dem Hunger als Hauptwaffe gewesen, und Wallenstein hatte ihn gewonnen“, so hat Liddell Hart die Operation charakterisiert.⁴⁸

Um sein Prestige zu wahren, blieb der Schwedenkönig noch einige Zeit in seinem Lager stehen, am 10. September zog er aber dann ab. Wallenstein – wiederum zum Schmerz des nichts begreifenden Maximilians I. – ließ die schwedische Armee, die ja noch intakt und in offener Feldschlacht seinem Heer taktisch überlegen war, ruhig abziehen. Er wollte kein unnötiges Risiko eingehen. Und wieder darf ich seinen eigenen Kommentar dazu zitieren: „Er hatt gar eine schöne Retirata gethan und weist gewis aus diese undt andere Accionen, das er das Handtwerck leider wol verstehet.“⁴⁹

Wallenstein hat im folgenden – und damit zog er sich nun endgültig den Haß Maximilians zu, der glaubte, daß der Friedländer bewußt Bayern opfere – sich eines Strategems bedient, das Liddell Hart als die „Strategy of indirect approach“ bezeichnet hat. Er zog nämlich, ohne sich um Gustav Adolf zu kümmern, nach Sachsen, um durch einen Angriff auf den wichtigsten deutschen Verbündeten des Schwedenkönigs diesen zum Abmarsch aus Süddeutschland zu bewegen. Wieder machte er dabei auch die politische Lage seinen Operationen dienstbar, denn man wußte ja nur zu genau, wie gerne Johann Georg von Sachsen sich mit dem Kaiser ausgesöhnt hätte. Die Rechnung Wallensteins ging auf, Gustav Adolf folgte ihm.^{49a}

Clausewitz charakterisiert den Tatbestand, verglichen mit Liddel Harts Definition negativ: „Es war nicht die Idee, daß man dem Feinde bloß direkt entgegenwirken könne, daß man sich ihm gegenüberstellen müsse: es war nicht der Mangel an Kenntnis der Diversion, welche Gustav Adolf dazu vermochte ...“ Er sagt dann in diesem Zusammenhang, und das ist ein hohes indirektes Lob für Wallenstein: „Der Grund, warum ein mittelmäßi-

⁴⁸ Liddell Hart (wie Anm. 16), 116. Vgl. auch ein Schreiben Wallensteins an Ferdinand III. vom 5. September 1632 zit. bei Gustav Droysen, *Gustav Adolf*. 2 Bde. Leipzig 1869. Hier Bd. 2., 622: „Der König hat sich bei dieser Impressa gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein; Er hat auch seine Truppen über die Maßen discouragiert, daß er sie so tollkühn (hazardosamente) angeführt, daß sie ihm in zukünftigen Fällen desto weniger trauen werden. Und ob zwar E. M. Volks Tapferkeit und Muth (valor und couragi) zuvor überflüssig, so hat doch dieses Ereignis es mehr versichert, indem es gesehen, wie der König, so alle seine Macht zusammengebracht, rebutiert worden ist, daß das Prädicat invictissime nicht ihm, sondern E. M. gebührt.“

⁴⁹ Der Brief, der sich in den Wiener Feldakten befindet wird zitiert in: Generalstab: *Sveriges Krig 1611–1632*. Bd. VI. fran Lech till Lützen. Stockholm 1939, 309, not. 3.

^{49a} Hallwich, *Briefe und Akten* (wie Anm. 6), 245 ff.: „Nachdem sich der König mitt einem theill seiner Armee nach Bayerlandt gewandt, als hab ich mitt dem herrn Churfürsten verglichen, das er mitt einem Theil volks sich dahin begeben, ich aber mitt dem rest den Churfürsten von Sachsen mitt macht angreifen undt dadurch E. M. Länder liberieren thete.. der Künig kann den Churfürsten nicht hülflos lassen. Kombt er nun, ihn zu succerieren, so bin ich ihnen beyden gewachsen ...“

ger General gewöhnlich lieber seinen Gegner direkt als durch eine Diversion bekämpft, liegt nicht in dem Mangel an Einsicht, sondern darin, daß die Diversion mehr offensiver Natur ist, mehr freie Tätigkeit des Willens, mehr Unternehmungsgeist erfordert."⁵⁰

Am 16. November trafen die Heere bei Lützen aufeinander. Wallenstein, der seine Truppen schon in die Winterquartiere hatte legen wollen, was Hans Delbrück übrigens als absolut richtige Maßnahme bezeichnet⁵¹, schlug erneut eine Defensivschlacht, diesmal um sich den Rückzug nach Böhmen zu sichern, die unentschieden endete. Strategisch war sie, wegen des Verlusts der sächsischen Winterquartiere sogar eine Niederlage für ihn. Doch durch den Tod Gustavs Adolfs wurde sie zum politischen Sieg.

Alles in allem aber hatte er auch hier zumindest seine Ebenbürtigkeit mit dem Schwedenkönig, ja in den Kämpfen um Nürnberg und in den Operationen danach sogar seine Überlegenheit diesem gegenüber bewiesen.

Wenn wir uns schließlich Wallensteins letzte militärische Unternehmung, Steinau im Oktober 1633, wo er nach langem, politisch motiviertem Zögern schließlich in blitzschnellem Zugriff allerdings gegen erbärmliche Gegenwehr, eine schwedische Armeeabteilung von 10000 Mann unter dem Grafen Matthias Thurn einkesselte und zur Kapitulation zwang, betrachten, dann glaube ich, darf man doch zu folgendem Schluß gelangen.

Wallenstein gehört unter die Feldherrn ersten Ranges. Er war – eine seltene Verbindung – in gleichem Maße Strategie und notabene in der Schlacht ein Soldat von hohem persönlichen Mut, Organisator und Politiker. Auf dem Gebiete der Taktik ist er kein Neuerer gewesen, er hat sich der vorhandenen Mittel bedient, sein Heer aber, als er mit neuartigen Verfahrensweisen konfrontiert wurde, diesen Gegebenheiten anzugleichen gesucht. So hat er zum Beispiel nach der Schlacht von Lützen das Karakolieren der Reiterei verboten.⁵²

Kühne Angriffsschlachten waren nicht seine Sache, weshalb die Zeitgenossen und viele Historiker ihn für einen Zauderer hielten – das gerade aber war er nicht. Er war, das Paradoxon sei gewagt, ein Angriffsstrategie von weitausgreifender Planung, der taktisch nur Defensivschlachten schlug. Aber er zwang eben seine Gegner durch geschickte Manöver entweder unter schlechter Bedingung ihn anzugreifen, oder beim Verzicht auf den so von vorneherein zweifelhaften Angriff schwerste Nachteile in Kauf zu nehmen. Dies war das Geheimnis seines kriegserischen Erfolges, wenn ich die Dinge richtig verstanden habe, eines Erfolges, der sich auch darin zeigt, daß er nie in offener Feldschlacht besiegt worden ist.

⁵⁰ Clausewitz (wie Anm. 15), 82.

⁵¹ Delbrück (wie Anm. 15) 242–43.

⁵² Ibid., 205.